

Rolf Lyssy

Der Schweizer Filmemacher

Keiner widerspiegelt Gloria und Tragik der Schweizer Filmbranche mehr als der Zürcher Regisseur Rolf Lyssy. Der heute 84-Jährige hat mit «Die Schweizermacher» den kommerziellsten Schweizer Film aller Zeiten gemacht. Jetzt kommt sein neuester Film, «Eden für jeden», ins Fernsehen. Gleichzeitig wird er am Zurich Film Festival mit dem Career Achievement Award ausgezeichnet. Und das Wichtigste: Er glaubt an die Zukunft des Kinos.

Interview: **Matthias Ackeret** Bilder: **Keystone**

Herr Lyssy, herzliche Gratulation zum Career Achievement Award des Zurich Film Festival. Was bedeutet Ihnen dieser Preis?

Eine Auszeichnung ist immer gut. Die Frage stellt sich nur, wofür man sie erhält. Bei diesem Preis wird meine Filmkarriere in der Schweiz und vor allem in Zürich gewürdigt.

Praktisch alle Ihre Filme handelten in Zürich.

Ja, die einzige Ausnahme ist «Konfrontation», der das Attentat von Davos auf den Schweizer Nazigruppenleiter 1936 behandelt. Acht von neun meiner Filme spielten in Zürich. Wenn Sie so wollen, bin ich ein urbaner Filmemacher in einem – und das meine ich überhaupt nicht abschätzig – Bauernland. Der einzige Preis, den ich in den vergangenen 45 Jahren erhielt, war 1975 der Zürcher Filmpreis für – eben – «Konfrontation». Christian Jungen, der künstlerische Direktor des Zurich Film Festival, mag meine Filme und hat mir als erste Amtshandlung nun diesen Preis verliehen.

Aber klingt da nicht durch, dass Sie sich zu wenig anerkannt fühlen?

Nein, ich fühle mich nicht zu wenig anerkannt. Ich bin derjenige Filmemacher, der mit «Schweizermacher» den erfolgreichsten Schweizer Film machte. Aber das gilt nur kommerziell. Sobald Abstimmungen in irgendeiner Filmzeitschrift durchgeführt wurden, lagen immer «Höhenfeuer» oder «Les petites fugues» vorne.

Ist das nicht ein bisschen frustrierend?

Überhaupt nicht. Ich mag dies Fredi Murer,

dem Regisseur von «Höhenfeuer», wirklich gönnen. Aber ich habe lange darüber nachgedacht. Es gibt beim Film immer zwei Basiselemente: Kunst oder Kommerz. Ich habe den kommerziell erfolgreichsten Schweizer Film gedreht, Fredi den künstlerisch wertvollsten. Okay, das kann ich so stehen lassen. Es ist doch schön, dass ausgerechnet ich den kommerziell erfolgreichsten Schweizer Kinofilm realisieren durfte, ich wollte immer Filme machen, die die Säle füllen. Im Inserat des Uto-Kinos stand: «Die Schweizermacher: 100. Woche». Das ist heute undenkbar.

Woher stammt diese Liebe zum Kino?

Ich hatte in meinem Leben nur ein einziges Ziel, ich wollte Filme machen. Bereits als kleiner Bub haben mich die grossen Kinobilder fasziniert. Damals gab es noch kein Fernsehen. Diese Liebe dauert bis heute an. Ich bin ein Kinofreak geblieben und gehe mit unserer Filmgruppe jeden Samstag ins Kino. Allen Unkenrufen zum Trotz glaube ich, ja bin überzeugt, dass das Kino überleben wird.

Sogar nach Corona?

Auch nach Corona. Ich weiss, dieses Jahr ist vollkommen verrückt, momentan sitzt man praktisch allein im Kino. Aber das wird sich auch wieder ändern. Ich war in den vergangenen Wochen zweimal im Zürcher Kino Le Paris und habe den wunderbaren Film «The Roads Not Taken» von Sally Potter angeschaut. Wir waren etwa fünfzehn Personen. Für unsere Branche ist dies wirklich eine Katastrophe. Aber was will man machen? Än-

Auszeichnung für das Lebenswerk

Das Zurich Film Festival (ZFF) zeichnet den grossen Schweizer Regisseur Rolf Lyssy für sein Lebenswerk aus und widmet seinem Œuvre eine Retrospektive. Lyssys neuester Film, «Eden für jeden», wird als Weltpremiere gezeigt. Der Zürcher zählt zu den herausragenden Filmemachern der Schweiz, sein Meisterwerk «Die Schweizermacher» ist mit über einer Million Kinozuschauern bis heute der erfolgreichste Schweizer Film.

Jedes Jahr vergibt das Zurich Film Festival (ZFF) Ehrenpreise an herausragende Filmschaffende, deren Werke die Filmwelt beeinflusst und bereichert haben. Im Herbst zeichnet das 16. ZFF (24.9.–4.10.) Rolf Lyssy mit dem Career Achievement Award für sein Lebenswerk aus. «Lyssy vermag wie kein Zweiter hierzulande Tragik und Komik miteinander zu verbinden. Obwohl seine Filme leichtfüssig inszeniert sind, setzen sie sich mit den essenziellen Fragen des Lebens auseinander», erklärt Artistic Director Christian Jungen. Die Career und Lifetime Achievement Awards gingen bisher an Cineasten wie Alejandro González Iñárritu, Harrison Ford, Hans Zimmer, Aaron Sorkin, Donald Sutherland, Marcel Hoehn und Armin Mueller-Stahl. (ZFF)

Gespür für die grossen Schweizer Themen von Einbürgerung über Exit bis Schrebergärten: Filmemacher Rolf Lyssy.

WALO LÜÖND + EMIL STEINBERGER



Die Schweizer-macher

WALO LÜÖND + EMIL STEINBERGER



Die Schweizer-macher

Topstars des Schweizer Films: Walo Lüönd und Emil Steinberger.

dern kann man es nicht. Ich glaube und hoffe einfach, dass das Bedürfnis, gemeinsam eine Geschichte anzuschauen, nicht schwinden wird. Eine Fernseh- oder Netflix-Produktion, die man sich zu Hause allein anschaut, kann das Kinoerlebnis niemals ersetzen. Davon bin ich überzeugt.

Aber woher stammt diese Leidenschaft?

Von Ihren Eltern?

Vielleicht von meinem Vater, der sammelte die grossen Fotobände über das amerikanische Kino. Meine Mutter hatte eine sehr künstlerische Ader und spielte wunderbar Klavier. Ich war bereits als Kind Mitglied des Fip-Fop-Clubs. Das war eine tolle Erfindung von Nestlé. In den Vierziger- und Fünfzigerjahren wurde jedes Jahr in den Schweizer Gemeinden ein- bis zweimal jährlich ein Film aufgeführt. So auch in Herrliberg, wo ich in den Vierzigerjahren aufgewachsen bin. Wir gingen mit unserer Schulklasse in den grossen Saal des Hotels Raben und schauten uns die neuesten Produktionen von Charles Chaplin, Laurel und Hardy oder die Trickfilme von Disney an. Das ging bei mir runter wie Butter. Ich bin nun mal ein Augenschmuck. Vielleicht erklärt dies meine Liebe für den Film.

Woher kommt das?

Meine Mutter nahm mich 1938 mit nach Frankfurt, um mich ihren Eltern, also meinen Grosseltern, die dort lebten, zu zeigen. Ich war damals knapp dreijährig. Da sie einen Schweizer Pass hatte, konnte sie als Jüdin problemlos nach Nazideutschland reisen. Mein Grossvater mütterlicherseits, ein lebenslustiger Mann, stammte aus Riga, war Operettensän-

ger und Kantor in der Synagoge, meine Grossmutter, eine fromme und einfache Frau, kam aus Minsk. Nach der ersten Russischen Revolution von 1905 emigrierten sie vor jüdenfeindlichen Pogromen nach Deutschland und lernten sich in Frankfurt kennen, wo meine Mutter 1911 zur Welt kam. Meine Mutter liess mich bei meinen Grosseltern zurück und reiste weiter nach Berlin, um Bekannte zu besuchen. Kaum war sie weg, erkrankte ich an einer schweren Mittelohrentzündung. Da jüdische Kinder in den deutschen Spitälern nicht mehr aufgenommen wurden, telegrafierten meine Grosseltern meiner Mutter nach Berlin. Schnurstracks kam sie nach Frankfurt zurück, sie packte mich in Decken und transportierte mich nach Zürich in die Hals-Nasen-Ohren-Klinik, wo ich wenig später an beiden Ohren operiert wurde. Das war ein ganz traumatischer, ja lebensgefährlicher Eingriff. Obwohl ich noch sehr klein war, brannten sich einzelne Momente vor der Operation tief in mir ein. Mehrere Wochen musste ich einen di-

cken Verband tragen und war gehörlos. Das einzige Sinnesorgan, auf das ich vorübergehend zählen konnte, waren meine Augen.

Blieben Ihre Grosseltern in Frankfurt?

Leider ja. Mein Grossvater hätte die Möglichkeit gehabt, nach Israel auszuwandern, aber er weigerte sich. Er war äusserst kritisch gegenüber seinen Glaubensgenossen. Es gab für ihn in Israel zu viele orthodoxe Juden. Dies kostete ihn das Leben, meine Grosseltern wurden später nach Minsk deportiert, wo sie von den Nazis ermordet wurden. 1941 bekam meine Mutter von ihrem Vater eine letzte Rotkreuz-Postkarte. «Liebe Mary», war darauf geschrieben, «wir werden jetzt abgeholt. Wir wissen nicht, wohin die Reise geht.» Ich mag mich erinnern, wie meine Mutter von Weinkrämpfen geschüttelt wurde. Sie hat sich später niemals mehr richtig von diesem Schicksalsschlag erholt. Sie sagte jeweils, sie hätte «Seelenkrebs».

Haben Sie in der Schweiz selbst Antisemitismus verspürt?

Nein, eigentlich nicht. Herrliberg war damals ein Bauerndorf und überhaupt nicht vergleichbar mit der reichen Goldküstengemeinde von heute. Wir zogen von der Stadt dorthin, weil sich meine Mutter von ihren Schwiegereltern eingeeengt fühlte. Mir gefiel es in Herrliberg, ich versuchte, mich sofort anzupassen, was auch verständlich war. Einmal sagte einer: «Judenbub», ein anderes Mal wurde ich von einem Klassenkollegen, der nur einen Arm hatte, verprügelt. Ich ging weinend nach Hause, aber meine Mutter sagte nur: «Wehr dich.» Dies ist mir geblieben.

Und während Ihrer Berufskarriere?

Eigentlich nie. Ich bewegte mich immer in abgeschlossenen Kreisen, wo dies kein Thema war. Ich war nie ein religiöser Mensch, aber im Verlaufe meines Lebens entwickelte ich mich zu einem Atheisten.



Konsequent seinen Lebenstraum verfolgt: Rolf Lyssy hinter der Kamera.

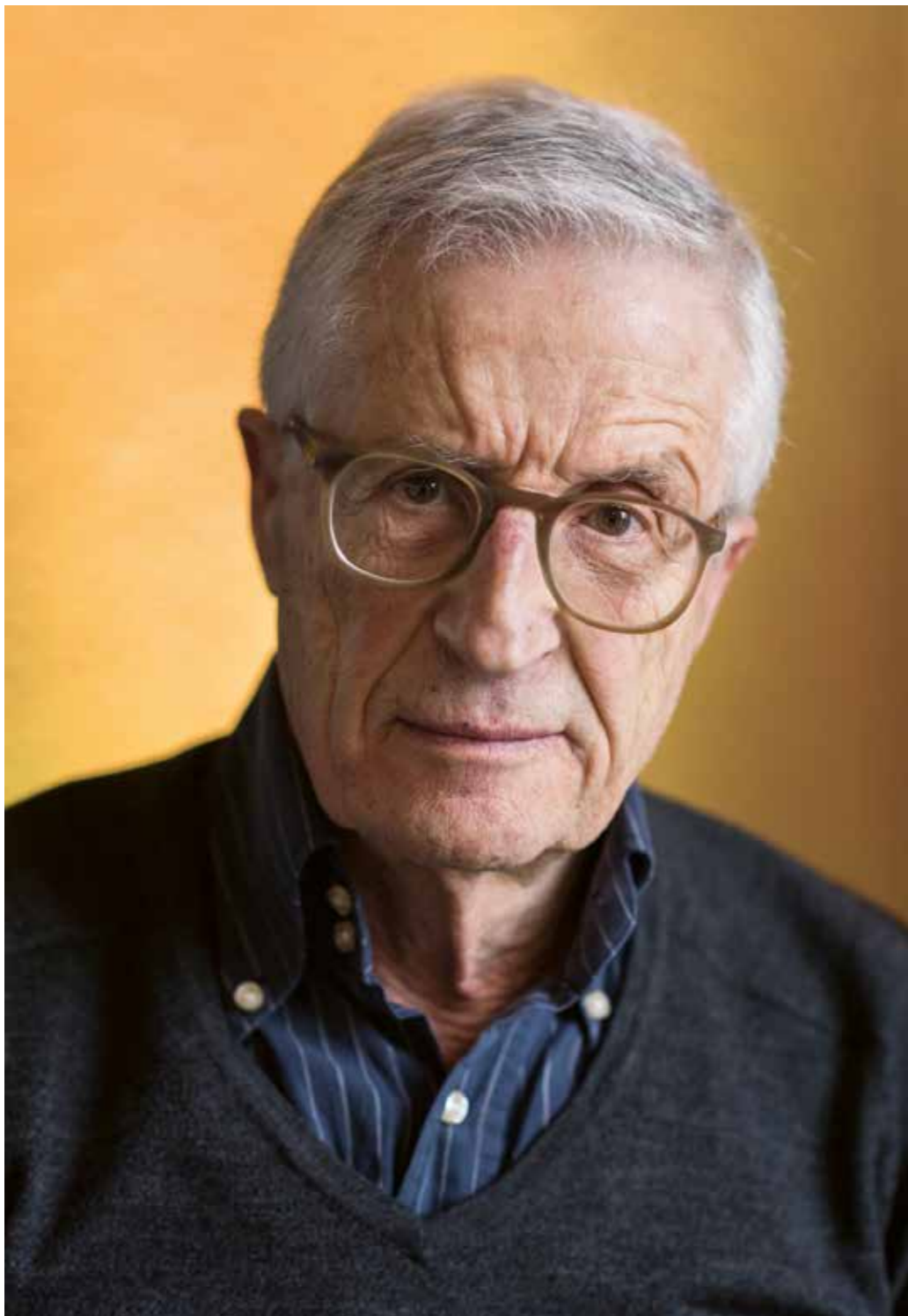
#-@*

*An alle Bloggerinnen, Avatare, Couchsurferinnen, Follower, Twitternde, Likers, Lurker, Millennials, Netzwirker, Posterinnen, Webredaktoren, Influencerinnen, Content Manager, Charterinnen, Thumbstopper

maz

 DIE SCHWEIZER JOURNALISTENSCHULE
 www.maz.ch

ANZEIGE



Rolf Lyssy: «Ich verbrachte einen Grossteil meiner Jugend im Zürcher Café Odeon!»

Zurück zu Ihrer Karriere: Konnten Sie Ihren Lebensraum, Regisseur zu werden, gleich nach der Schule verwirklichen?

Nein, bis dahin war es ein langer Weg. Anfang Januar 1950 besuchte ich mit meiner Mutter und meinem kleineren Bruder ihre überlebenden Verwandten in Südamerika. Wir waren bis in den Sommer abwesend, und ich musste nach meiner Rückkehr die zweite Sekundarstufe wiederholen. Anschliessend stellte sich die Frage, was ich lernen sollte. Ich war als Knabe ein manischer, aber guter Zeichner. Deswegen bekam ich die Chance, die Prüfung für den Vorkurs der Kunstgewerbeschule zu absolvieren. Doch ich ratterte durch, worauf ich nach einem Zwischenjahr an der Neuen

Schule in Männedorf bei einem Porträtfotografen eine Fotografenlehre machte. Nicht weil ich Fotograf werden wollte, doch ich kam meinem Lebensziel, Filme zu drehen, einen Schritt näher. Den Grossteil meiner Zeit verbrachte ich mit gleichaltrigen Kolleginnen und Kollegen im Zürcher Café Odeon, ich bin Odeon-geprägt. Das kann nur jemand verstehen, der diese Zeit erlebt hat. Den Grossteil meines Lehrgeldes – im ersten Lehrjahr 20, im zweiten 40, im dritten 60 Franken – investierte ich in Odeon-Kaffees, die damals 65 Rappen kosteten. Wir sassen immer im unteren Teil, im oberen waren die älteren Jahrgänge: zum Beispiel Dürrenmatt, Frisch und der Maler Varlin. Als Anfang der Neunzigerjahre der Eigentü-

mer das Lokal halbierte, um eine Apotheke einzubauen, publizierte ich als Protest in der «Weltwoche» einen offenen Brief, auf welchen lediglich der Werber Peter Lesch zustimmend reagierte. Darin schrieb ich, dass ich nie einen Schritt in diese Apotheke machen würde. Daran habe ich mich bis heute gehalten. Wenn man so will, war das «Odeon» für mich auch die Pforte in die Filmwelt.

Sie haben später als Kameramann gearbeitet.

Ja, ich habe mich meinem Lebensziel auf diesem Weg langsam genähert. Ich war beispielsweise Kameramann im Fernseheteam der Firma Ciba. Wir reisten durch ganz Europa, um einen Projektor zu präsentieren, der Farbbilder auf Grossleinwand projizierte und zum Beispiel eine Herzoperation per Link ins deutsche Museum übertrug, wo zweitausend Ärzte sassen. 1961 war ich Kameraassistent beim Schweizer Spielfilm «Demokrat Lämppli». So lernte ich Alfred Rasser kennen und merkte, wie wichtig die Besetzung der Rollen und die Auswahl der Schauspieler sind.

Was heisst das?

Als ich das Drehbuch von «Die Schweizermacher» schrieb, wusste ich sofort, dass ich dazu zwei Beamte benötige. Der Bünzli wurde von Walo Lüönd gespielt, der Sympathieträger von Emil. Dieser war damals auf dem Höhepunkt seiner Karriere, hatte soeben seine erfolgreiche Tournee im Zirkus Knie beendet. Kinobesitzer und Verleiher rieten mir von Emil ab, weil sie befürchteten, dass der Film eine Alternative zu Emil Paul Bühlmann. Aber ich bestand auf Emil. Und zwar nicht als Emil, sondern als Emil Steinberger in der Rolle des Beamten Moritz Fischer. Das war der entscheidende Unterschied. Der alte Schweizer Film krankte nämlich oft daran, dass Theaterschauspieler vor der Kamera wie auf einer Theaterbühne agierten. Damals wurde ich vom jungen tschechischen Film geprägt, beispielsweise von Milos Forman oder Jirí Menzel. Meine Vorbilder waren die grossen Regisseure und Schauspieler aus Hollywood, Frankreich und England. Mein Bildvater war damals Billy Wilder. Er hatte den gleichen Jahrgang wie mein Vater: 1906. Seine Filme, die Dramen und Komödien, haben mich begeistert. Und später dann zählte Woody Allen dazu, dem man in den USA momentan sehr unrecht tut. Ich habe soeben seine beeindruckende Autobiografie gelesen.

Und welchen Stellenwert hatte bei Ihnen der traditionelle Schweizer Film der Fünfziger- und Sechzigerjahre?

Für die meisten Filme konnte ich mich nicht erwärmen, Ausnahmen waren Franz Schnyders «Der 10. Mai» oder Kurt Frühs «Bäckerei Zürrier» sowie «Dällebach Kari». Dort wurde ich auf dessen Hauptdarsteller Walo Lüönd aufmerksam und wusste, dass ich mit ihm gern einmal zusammenarbeiten würde. Das habe ich dann bei «Die Schweizermacher» gemacht. Anfang der Sechzigerjahre lernte ich die Filmemacher Walter Marti und seine Produktionspartnerin Reni Mertens kennen. Das war für mich vielleicht die entscheidendste Begegnung für meine politische und humanistische Bildung. Ich wurde sozusagen ins linke Milieu hineingeworfen, las Feuerbach, Marx, Freud und Reich. So wurde ich vom Kameramann 1968 zum Regisseur, als ich dank der Produzenten Marti und Mertens meinen ersten Spielfilm, «Eugen heisst wohlgeboren», realisieren konnte. Wir wollten weg vom Mief des alten Schweizer Films. In der Romandie waren es Alain Tanner, Claude Goretta, Henry Brandt et cetera, in der Deutschschweiz Kurt Gloor, Fredi Murer, Xavier Koller, Thomas Koerfer und andere. Wir lancierten den neuen Schweizer Film.

«Die Schweizermacher» war Ihr absoluter Durchbruch. War das so geplant?

Nein, das kann man nicht planen. Ich erinnere mich nur, dass ich im «Tages-Anzeiger» einen

Artikel über die Einbürgerungspraxis las. Sofort war mir klar, dass dies ein wunderbarer Stoff für eine Komödie sein könnte. Das war Mitte der Siebzigerjahre, kurze Zeit nach der Ablehnung der Schwarzenbach-Initiative.

«Kinobesitzer und Verleiher rieten mir bei «Die Schweizermacher» von Emil ab.»

Wegen eines Zeitungsartikels entstand «Die Schweizermacher»?

Ja, ich suchte immer Themen aus dem realen Leben. «Konfrontation» handelte von der Ermordung des Schweizer Nazigruppenleiters Wilhelm Gustloff 1936 in Davos. Das Attentat war längst vergessen. 1961 habe ich in der damaligen «Sie und Er» anlässlich des 25. Jahrestages des Attentats eine Reportage über den Attentäter David Frankfurter gelesen. Und so erfuhr ich, dass Frankfurter immer noch in Israel lebt. Da war mir klar, das muss das Thema meines nächsten Filmes sein. Ich reiste 1969 mit meiner damaligen Frau, unserem zehn Monate alten Sohn Elia und meiner Mutter mit Auto und Schiff nach Israel zu meinem Bruder, der im Kibbuz lebte. Wir blieben zwei Monate, und ich fuhr zweimal in der Woche nach Tel Aviv und führte mit Frankfurter stundenlange Gespräche. Als ich das Drehbuch im Herbst 1969

fertig geschrieben hatte, reichte ich es zur Förderung beim Bund ein. Die Kommission lehnte eine Unterstützung ab, weil man mir nicht zutraute, diese ernste historische Geschichte filmisch umzusetzen. Nachdem ich das Projekt 1973 nochmals eingereicht hatte, konnte ich endlich 1974 den Film drehen.

Verstanden Sie «Die Schweizermacher» als politischen Film?

Natürlich verstand ich ihn als politischen Film, aber in der Form der Komödie, die dann schliesslich von der Bundesförderung zweimal abgelehnt wurde. In der Begründung stand unter anderem, dass man sich über ein so heikles Thema wie Einbürgerung nicht lustig machen kann. Ich hatte zuvor bereits zwei Kinofilme gedreht. Beim ersten, «Eugen heisst wohlgeboren», ging es um Partnersuche per Computer, der zweite war «Konfrontation». Bei «Eugen» bestand das Drehbuch nur aus Handlungsszenen ohne Dialoge. Damit wollte ich die papierenen Dialoge im alten Schweizer Film verhindern und die Schauspieler improvisieren lassen, handelte mir dadurch aber ein neues Problem ein. Denn es wurde sehr schwierig, dass die Schauspieler ihre Dialoge auf eine Pointe hinführten. Dass dies bei einer Komödie nicht funktioniert, war mir damals nicht bewusst. Darunter litt auch der komödiantische Charakter. Rückblickend ein Fehler, da die Handlung zu wenig kongruent war. Brechts Witwe, Helene Weigel, die zu dieser Zeit ihre Freunde Marti und Mertens besuch-

ANZEIGE

Deine Innovationsagentur
für kreative Lösungsansätze

GLAUnited

#innovativ
#kreativ
#digital



gla-united.com



We are innovators with strong performance,
unlimited creativity and pure passion.

te, schaute mit mir den Film im Kino Bellevue an. Nach der Vorführung beurteilte sie den Film wohlwollend, meinte aber, man habe den Eindruck, dass zwei Autoren die Geschichte erzählen würden. Ich musste ihr recht geben. Damals war mir ein für allemal klar, dass man speziell bei einer Komödie ein präzises Drehbuch mit ausgeschrieben Dialogen benötigt.

Waren Sie überrascht, dass «Die Schweizermacher» ein so erfolgreicher Film wurde?

So einen Erfolg kann man nicht voraussehen. Das gilt für Film und Theater ganz speziell. Bei der Pressevorführung im Kino Movie applaudierten nach dem Film die Journalisten. Das ist mehr als ungewöhnlich. Da ahnte ich, dass dieser Film Erfolg haben könnte. Vollkommen anders war die Stimmungslage drei Jahre später, als ich im gleichen Kino «Kassettenliebe» präsentierte. Emil spielte wieder eine Hauptrolle, und bei der Pressevorführung herrschte während der ganzen Aufführung eisiges Schweigen. Die anschliessende Pressekonferenz im Zunfthaus zur Zimmerleuten empfand ich wie eine Hinrichtung. Ein Schwall von Häme, durchsetzt mit Schadenfreude, ergoss sich über mich und meine Mitstreiter Emil, Walo und Marcel Hoehn, den Produzenten. Am Ende musste mich Marcel überreden, überhaupt noch zur Premiere im «Le Paris» zu kommen. Ich fühlte mich, als hätte man mir den Boden unter den Füßen weggezogen. Obwohl es sich mit über 200'000 Zuschauern um den erfolgreichsten Schweizer Film der Saison 1981/82 handelte, waren die Kritiken vernichtend. Man hatte mir den Erfolg von «Die Schweizermacher» nicht verziehen. Irgendwie entspricht dies unserer Mentalität: Kaum ragt jemand aus dem Mittelmass heraus, wird er wieder zurückgestutzt. In den USA ist dies anders. Da freuen sich die Menschen über einen Künstler, der Erfolg hat. Aber das hängt sicher auch mit der Grösse eines Landes zusammen. Ich denke manchmal, dass die Geografie die Menschen prägt. Wäre «Kassettenliebe» zeitlich vor «Die Schweizermacher» gewesen, hätte der Film in den Medien bestimmt eine positivere Resonanz gehabt. Mittlerweile habe ich mich mit dem Film versöhnt, denn ich muss gestehen, dass einige Kritikpunkte, die mir die Journalisten um die Ohren schlugen, nicht ganz falsch waren.

Wie haben Ihre Kolleginnen und Kollegen auf den Erfolg von «Die Schweizermacher» reagiert?

Ich würde sagen, einige Filmleute zeigten sich sehr reserviert. Ich erinnere mich, dass Alain Tanner in Locarno, wo «Die Schweizermacher» am Festival im Kino gezeigt wurde, eine Viertelstunde vor dem Schluss das Kino verliess. Das hat mich offen gestanden ein bisschen irritiert. Ich machte die Erfahrung, dass der Erfolg von «Die Schweizermacher» zwei Seiten hat: eine hell leuchtende und eine dunkle. Damit musste ich umzugehen lernen.

«Man hat mir den Erfolg von «Die Schweizermacher» lange nicht verziehen.»

Sie haben 1983 die Komödie «Teddy Bär» gedreht, in der der Schweizer Filmemacher und Regisseur Teddy Bär den Oscar für den besten Schweizer Film gewinnt. Am Ende wendet sich alles gegen ihn. Ihre Geschichte? (Lacht.) Kann man so sagen, nur war die Oscar-Verleihung im Film Fiktion. Einen wirklichen Oscar hat ein paar Jahre später, 1991, Xavier Koller mit «Reise der Hoffnung» gewonnen. Mit «Teddy Bär» hatte ich wieder Boden unter den Füßen, obwohl er publikumsmässig mit knapp über 50'000 Besuchern niemals an «Kassettenliebe» oder gar «Die Schweizermacher» mit über einer Million Zuschauern herankam. Aber er wurde von den Medien sehr positiv besprochen. Mein Selbstvertrauen war wieder intakt.

Ungewöhnlich, Sie haben Teddy Bär selbst gespielt.

Ja, nicht weil ich keinen Schauspieler gefunden hätte. Aber mein Freund, der Autor und Psychoanalytiker Jürg Acklin, hat mir geraten, meine Hochs und Tiefs als Film in einem Film umzusetzen. Das brachte mich auch auf die Idee, die Figur des Teddy Bär selber zu spielen.

Filmemachen in der Schweiz ist wirklich ein hartes Business. Sie selbst erlebten 1998 eine schwere Depression, wie Sie in Ihrem Buch «Swiss Paradise» beschreiben.

Ja, das war wirklich eine harte Zeit. Ich war soeben geschieden und bekam keine Unterstützungsgelder für das neue Filmprojekt «Swiss Paradise». Drei Monate wurde ich am-

bulant behandelt. Dann empfahl mir mein Arzt, eine Klinik aufzusuchen, da er kein Sterbehelfer sei. So entschied ich mich für einen Klinikaufenthalt im Burghölzli. Nach weiteren drei Monaten wurde ich zu meiner Überraschung wieder gesund, obwohl ich während eines halben Jahres jegliche Hoffnung auf Besserung aufgegeben hatte. Es war eine Reise durch die Hölle.

Haben Sie sich über die Gründe dieses Absturzes Gedanken gemacht?

Es sind wirklich mehrere Faktoren, die zu einer Krise und wieder heraus führen können. Zermürbend waren die jahrelangen Auseinandersetzungen mit der Filmförderung und die ständige Geldsuche. Film ist eine teure Kunst. Einige meiner Regiekollegen haben sich wegen Depressionen das Leben genommen.

Wurden Sie mit «Schweizermacher» nicht Millionär?

(Lacht laut.) Ich wurde zwar bekannt – dank meiner Beteiligung an der Produktion mit der Drehbuchgage von 30'000 Franken. Die anderen 30'000 Franken für die Regie benötigte ich zum Leben. Dank dieser Beteiligung wurden meine Geldsorgen von Jahr zu Jahr kleiner, aber reich wie ein Bankdirektor wurde ich dadurch nicht.

Hatten Sie nie Existenzängste?

Immer wieder. Die Lebenshaltungskosten stiegen von Jahr zu Jahr.

Haben Sie auch Werbefilme gemacht?

Nein, zwei Spots habe ich als Kameramann bei Advico in Gockhausen gedreht.

Jetzt haben Sie gerade den TV-Film «Eden für jeden» abgedreht.

In der Tat, es handelt sich um meinen ersten Fernsehfilm und auch den letzten, da das Fernsehen diese Sparte bis auf den «Tatort» eingestellt hat. Leider werden nur noch Serien produziert.

Welcher Schweizer Film hat Ihnen in letzter Zeit gefallen?

«Der Buezer», ein Film von Hans Kaufmann, ein Kinoerstling von beachtlicher Qualität. Er erzählt eine Geschichte aus dem Bauarbeitermilieu, und Joel Basman spielt sehr überzeugend einen Elektriker, der sich nach einer Frau sehnt. Ein beeindruckendes Drama. ☑



Gemeinsam
für deine
Gesundheit



Das schätzen auch unsere Kunden
sanitas.com/gemeinsam

sanitas